

Kay Joe Petzold (Judaistik), Joachim Friedrich Quack (Ägyptologie),  
Jakub Šimek (Germanistische Mediävistik)

# Edition

## 1 Was ist eine Edition?

Das Wort Edition stammt vom lateinischen *editio* ab, das von dem Verb *edere* „herausgeben“ abgeleitet ist. Tatsächlich gibt es auch bereits in der Antike bewusste Herausgaben von als bedeutsam empfundenen Werken, z. B. den homerischen Epen durch die alexandrinischen Philologen oder den Werken des Philosophen Plotin durch seinen Schüler Porphyrius. Beim →Abschreiben und Kopieren von Vorlagen können Verfahren gewählt werden, die in Richtung einer Edition gehen. Hierzu gehören insbesondere Versuche, den geschriebenen Text auf Vorlagen hin transparent zu machen. So finden sich etwa in ägyptischen Manuskripten bereits ab dem 2. Jahrtausend v. Chr. Angaben zu Variantenlesarten.

In heutiger wissenschaftlicher Praxis ist das Edieren eine Grundlagenarbeit, welche die Voraussetzung für die weitere Erschließung und Interpretation historischer Zeugnisse, insbesondere texttragender →Artefakte, darstellt. Vielfach werden dabei neben einer in den Haupttext gesetzten Textfassung in einem wissenschaftlichen Apparat Hinweise auf divergierende Lesarten sowie Quellenangaben und weitere Anmerkungen geboten.

Je nach ihrer Anlage können Editionen vorzugsweise für bestimmte Nutzungsweisen optimiert sein. Eine für fortlaufende Lektüre und rasche Orientierung gedachte Präsentation wird eher auf Leichtigkeit des Leseflusses und Abbau eventueller Verständnishürden achten, dagegen eine für wissenschaftliche Fragestellungen intendierte eher eine Menge an Detailinformationen bieten, die vorrangig punktuell konsultiert werden.

## 2 Edition als Transformation

Um historisches Textmaterial dem heutigen Rezipienten verfügbar zu machen, kann das physische Artefakt, das den Text trägt, direkt oder indirekt präsentiert werden. Wegen der Individualität der Textträger aus →non-typographischen Kulturen und der konservatorischen Rücksichten, die auf die Artefakte häufig genommen werden müssen, sind die Präsentationsmöglichkeiten physischer Originalgegenstände in der

---

Dieser Beitrag ist im SFB 933 „Materiale Textkulturen“ entstanden, der durch die DFG finanziert wird.

Regel örtlich, zeitlich und im Hinblick auf das Zielpublikum beschränkt. So ermöglichen Archive nur berechtigten Wissenschaftlern den Zugang, während Ausstellungen, die für die Allgemeinheit geöffnet sind, keine Betrachtungsmöglichkeiten über die direkt sichtbaren Partien der Artefakte hinaus einräumen. Doch selbst wenn dem heutigen Rezipienten der historische Textträger verfügbar und präsent ist, gleicht seine Rezeptionsweise in aller Regel nicht der Rezeptionsweise eines Rezipienten zur Zeit der Entstehung des Artefakts. Somit hat eine Edition auch die Aufgabe, Möglichkeiten früherer Rezeption nachvollziehbar zu machen.

Ist das Artefakt nicht direkt zugänglich, kann es durch Reproduktion indirekt verfügbar gemacht werden. Eine solche Wiedergabe kann sehr unterschiedliche Formen annehmen. Unter dem Begriff Edition im breitesten Sinne verstehen wir die verschiedenen Arten, Textartefakte als Repräsentation verfügbar zu machen. Eine originalgetreue Reproduktion von Textobjekten aus non-typographischen Kulturen ist allerdings nicht möglich.

Der heutige Rezipient wird zum historischen Artefakt nie in derselben Beziehung stehen wie der historische (wobei auch dort nicht von *einer* Rezeptionsweise die Rede sein kann). Die Editionswissenschaft sucht daher nach Formen der Präsentation, die *sowohl* dem historischen Objekt *als auch* dem heutigen Rezipienten gerecht werden. Die Suche nach adäquaten Editionsformen ist also immer zugleich die Suche nach einem Gleichgewicht zwischen den Möglichkeiten historischer und zeitgenössischer Rezeptionen, und die Edition muss sich am Maßstab der Rezipierbarkeit durch ihr Zielpublikum messen lassen (s. u., Fallbeispiel zur Manessischen Liederhandschrift).

Edieren in diesem Sinne stellt also einen Umwandlungsprozess dar. Edieren ist Transformieren, Übertragen, Übersetzen. Um das Edieren und Edition(en) zu beschreiben, lohnt der differenzierte Blick auf die unterschiedlichen Ebenen, auf denen die editorische Umwandlung geschieht.

### 3 Material und Medium

Das texttragende Artefakt stellt für die Edition eine Textquelle dar. Die Edition kann versuchen, die materiale und/oder mediale Gestalt des Artefakts nachzuahmen. Dabei gilt es zwischen den Vorteilen des so ermöglichten „Präsenzeffekts“<sup>1</sup> des nachgebildeten Artefakts und den Nachteilen der möglicherweise beeinträchtigten Rezipierbarkeit abzuwägen. Die nachahmende Editionsweise findet ihre häufigste Anwendung bei der Faksimilierung und der diplomatischen Umschrift im weitesten Sinne.

---

<sup>1</sup> Diesen Begriff hat Hans Ulrich Gumbrecht (vgl. z. B. Gumbrecht 2004) in Anlehnung an die Philosophie Martin Heideggers und das Konzept des *effet de réel* von Roland Barthes (Barthes 1968) geprägt.

Wohl am einfachsten stellt sich die materiale und mediale editorische Nachahmung bei buchähnlichen historischen Objekten dar (Einzelblätter, Rollen, Hefte, Codices), da diese den neuzeitlichen Textmedien sehr ähnlich sind und teilweise hochgradig materialidentisch nachgebildet und reproduziert werden können. Von bestimmten Rezipientenkreisen werden die häufig mit hohem Aufwand hergestellten Nachbildungen (Faksimiles) besonders geschätzt (Fachpublikum, Antiquitätenliebhaber, Sammler, Ausstellungsbesucher), für Lektürezwecke kann diese Editionsform jedoch nachteilig sein, da sie gegebenenfalls vorhandene Rezeptionshürden (Lesbarkeit der Schrift, Verständlichkeit der Sprache und des Inhalts) kaum abbaut, sofern nicht beispielsweise ein Kommentarband mit Umschrift und Übersetzung hinzugefügt wird. Der Präsenzeffekt und die Auratizität des Originals können so allerdings bestens vermittelt werden, wobei die Differenz gegenüber den historischen Rezipienten nicht vergessen werden darf. Heutige Präsenzeffekte und Auratizität kommen teilweise durch zeitlichen und ideellen Abstand zustande (Respekt vor Alter und Fremdartigkeit),<sup>2</sup> sind also von der historischen Wahrnehmung der Objekte durch die Zeitgenossen zu unterscheiden.

Bei Textobjekten, deren physische Ausmaße und →Material sich stark von heute üblichen und reproduzierbaren Textmedien unterscheiden, stoßen die Möglichkeiten und die Vertretbarkeit der originalgetreuen Nachbildung an Grenzen. Was die Problematik der Größe angeht, denke man etwa an Gebäude- oder Felsinschriften, am anderen Ende der Skala auch an verschwindend kleine Artefakte. Diese Schwierigkeit kann unter Umständen durch Skalierung (Verkleinerung, Vergrößerung) überwunden werden. Bei Materialien können deren Seltenheit bzw. Kostbarkeit, deren Unbeständigkeit sowie ein Mangel an Portabilität (→Mobile und immobile Schriftträger) und Austauschbarkeit Hindernisse für materialgetreue Nachbildungen darstellen. Dabei wäre beispielsweise an Edelmetalle (→Metall), Edelsteine u. Ä. (beschriftete Juwelen), Baumrinde (→Holz), →Stein oder →menschliche Haut zu denken. Bei solchen Materialien ist die nachbildende Edition in der Regel auf Material- und häufig auch Medienwechsel angewiesen, wobei normalerweise mit Mitteln der Nachzeichnung oder Photographie, gegebenenfalls auch dreidimensional, gearbeitet und auf →Papier (oder neuerdings auch digital) veröffentlicht wird.

Die technische Bearbeitung eröffnet auch der im Wesentlichen nachbildenden Editionsweise Möglichkeiten, die physische Lesbarkeit des Textes im Vergleich zum Original zu verbessern (→Lesen und Entziffern). Dazu gehören verschiedene Aufnahmeverfahren vom Abpausen bis hin zur ergänzenden oder interpretierenden Nachzeichnung, Photographie mit Seitenlicht, Durchlicht und ultraviolettem oder infrarotem Licht sowie Radiographie, und digitale Visualisierungsverfahren, etwa durch 3-D-Scannen oder Manipulation des Farbspektrums.

---

<sup>2</sup> Vgl. Walter Benjamins Definition von „Aura“: „Diese letztere definieren wir als einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag“ (Benjamin 1974, 479).

Die Präsentation von Editionen über digitale Medien bietet der Editionswissenschaft auch neue Wege der Hypertextualisierung von Text und Paratext. Hypertextuelle digitale Darstellungen sind aber wegen bisher unzureichender Erfahrungen mit der Rezipierbarkeit als Experimente zu betrachten.

Die Mediengeschichte zeigt, dass beim Aufkommen eines neuen Mediums strukturelle Eigenschaften des Vorgängermediums häufig nachgeahmt werden. Erste Drucke wurden in Schrift und Anordnung Handschriften nachempfunden, digitale Medien ahmen Buchseiten nach. Es ist deshalb eine folgenreiche editorische Entscheidung, inwieweit man sich in der Edition vom Medium des Originalartefakts lösen möchte.

## 4 Schrift

Bereits die heuristische Phase einer Edition bringt in der Regel den Arbeitsschritt der Transkription mit sich. Beim Transkribieren ist man schnell mit der Frage konfrontiert, mit welchen →Schriftzeichen man die Vorlage wiedergibt. Selbst wenn das Schriftsystem des edierten Textobjekts und der Edition gleich ist, ist es nicht selbstverständlich, dass die Edition ihren Gegenstand zeichengetreu reproduziert. Allographe können vereinheitlicht, Diakritika angepasst, Interpunktionszeichen anders gesetzt, Groß- und Kleinschreibung verändert werden etc. Eine tiefgreifende Veränderung ist auch die Umwandlung mit der Hand geschriebener Schrift in Drucklettern (aber auch schon einer Handschrift in eine andere bzw. eines Drucksatzes in einen anderen Drucksatz).

Wenn Zweifel daran bestehen, ob eine zeichengenaue Reproduktion des Originaltextes in der Ausgabe sinnvoll und erwünscht ist, man aber dennoch die Schriftzeichen des Originals möglichst getreu dokumentieren möchte, bietet sich ein mehrstufiges Verfahren an, bei dem zunächst sehr genau transkribiert, in weiteren Schritten der Text aber angepasst werden kann.<sup>3</sup> Digitale Textkodierungsmethoden sind für eine derartige mehrschichtige Texterfassung ideal und garantieren dem Editor in allen Phasen der Arbeit weitgehende Flexibilität.

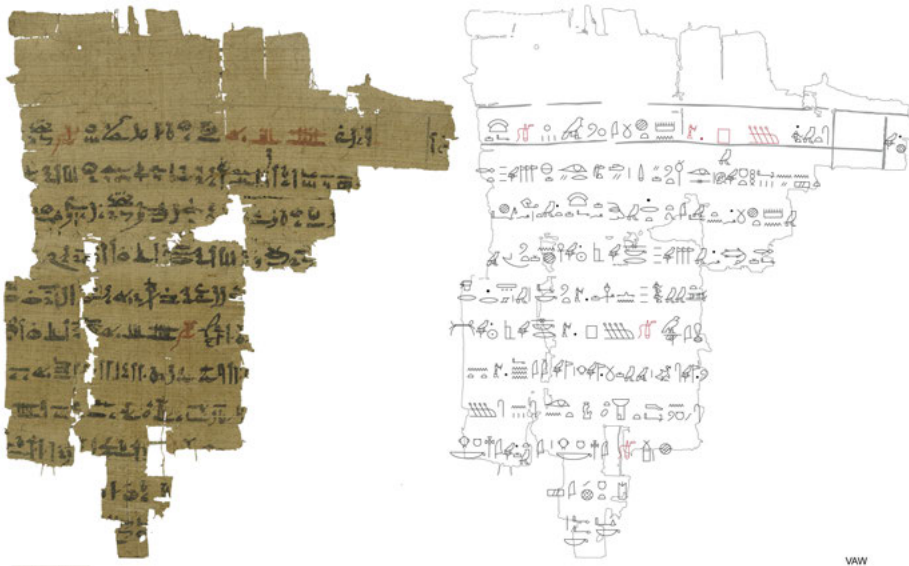
Bei Editionen historischer und/oder außereuropäischer Textdenkmäler sind allerdings auch Transliterationen von einem Schriftsystem ins andere nicht unüblich, gegebenenfalls mit disambiguierender Anreicherung durch Diakritika. In der Praxis sind disziplinabhängig recht unterschiedliche Verfahren im Einsatz. Für die vorderasiatische Keilschrift wird eine dem Originalschriftbild einigermaßen nahe Zeichnung

---

<sup>3</sup> Vgl. die in Graz von Wernfried Hofmeister und Andrea Hofmeister-Winter entwickelte Herangehensweise („hyperdiplomatische“ Transkription als Grundlage für übergelagerte Editionsschichten mit unterschiedlichen Stufen der Textanpassung), z. B. Hofmeister 2007.

als Dokumentation bevorzugt, daneben eine Umsetzung in Lateinschrift mit Diakritika. Dabei differenzieren Indexzahlen unterschiedliche Zeichen gleicher Lautung, so dass dieses System intendiert, von der Umschrift her eine Rückübersetzung in die Originalschreibung zu ermöglichen (abgesehen von paläographischen Details).

Dagegen wird für das Alte Ägypten die in den →Papyri dominierende Kursivschrift (Hieratisch) für die Edition in Hieroglyphen umgesetzt, die eigentlich die Zeichenform für Monumentalinschriften sind (auch wenn die Orthographiekonventionen der beiden graphischen Subsysteme nicht völlig identisch sind). Grund dafür ist, dass auf diese Weise Eindeutigkeit der Lesung geschaffen wird, ohne eine künstliche Standardisierung der individuellen hieratischen Handschriften zu kreieren. Bei der Umschrift in Lateinschrift gehen in diesem Falle viele Informationen über das Schriftbild verloren, so dass rein von der Umschrift her ein Rückschluss auf die Schreibung unmöglich und eine Übersetzung allenfalls eingeschränkt möglich ist.



**Abb. 1:** Spätzeitliche Handschrift des Mundöffnungsrituals auf Papyrus. Links das Original (© Museo Archeologico, Florenz, 8659); rechts die hieroglyphische Zeichnung als Teil einer Edition (© Victoria Altmann-Wendling).

## 5 Sprache

Jeder Text ist an die Sprache gebunden, in der er verschriftlicht wurde, doch kann diese Bindung mehr oder minder fest sein. Die bei nicht autographen Textträgern immer in Betracht zu ziehende Differenz zwischen der Sprache des Autors und der des Schreibers stellt den Herausgeber häufig vor die Entscheidung zwischen einer sprachlichen Treue gegenüber dem Artefakt und der Annäherung an die ursprüngliche Sprache des Autors.

Bei Texten, deren Verschriftlichungs- und Abschreibprozesse sich über einen längeren Zeitraum in einer Sprache vollzogen, die sich in dieser Zeit ebenfalls lebendig weiterentwickelte, stellt sich das Sprachproblem insofern spezieller, als hier Teilaspekte der Sprache (besonders im Lautsystem) dazu tendieren, Modernisierungen mitzumachen. Besonders kompliziert ist die Situation bei kanonisch gewordenen religiösen Schriften. Denn selbst bei scheinbar festem Konsonantenbestand sakraler Texte wie dem Pentateuch bot die weitgehende Vokallostigkeit des alten Schriftsystems Raum für exegetische und editorische Entscheidungen. Die spätere Vokalisierung und Akzentuierung des Pentateuch durch die philologisch-editorischen Schulen der Masoreten (zwischen dem 8. und 11. Jahrhundert) erlangte in der Rezeption des sogenannten „Masoretischen Texts“ erneut Kanonizität.

Sobald ein alter Text Eingang ins allgemeine Bildungsbewusstsein gefunden hat, als kanonisch wahrgenommen wird und in Schulen gelesen werden soll, kennt der Modernisierungs- und Normalisierungsdrang der Herausgeber keine Grenzen mehr. Wer heute Shakespeare oder Goethe so lesen möchte, wie diese Texte zu ihrer Entstehungszeit aufgeschrieben und/oder gedruckt worden sind, muss zu den (heute dankenswerterweise immer häufiger digital zugänglichen) „Originalen“, also zu Handschriften und alten Drucken, greifen.

Ebenfalls in Richtung besserer Rezipierbarkeit geht die Übersetzung. Sie muss nicht mit sprachlichen Eingriffen in den Originaltext einhergehen – vielmehr kann sie häufig den überlieferten Text geradezu retten, indem sie ihm beigegeben wird und dieser dann nicht mehr *an sich* rezipierbar sein muss –, es ist aber dennoch ebenfalls eine gängige Praxis, dass eine Übersetzung den ursprünglichen Text völlig ersetzt, weil die adressierte Leserschaft der Originalsprache nicht mächtig ist. Dann tritt der Übersetzer – zumindest für sein Zielpublikum – in die Rolle des Herausgebers, der für den Leser der Übersetzung nicht mehr selbst „sichtbar“ ist, es sei denn, dass explizit auf Entscheidungen zwischen alternativen Übersetzungsmöglichkeiten hingewiesen wird.

## 6 Struktur und Gliederung

Bei den eher non-textuellen Aspekten der Überlieferung und Edition von Texten unterscheiden wir vom Material und Medium (s. o.) die Ebene der auch abstrakt beschreibbaren Struktur und Gliederung.

Die Eingriffe der Editoren in die auf den Artefakten vorgefundenen Strukturen können sehr vielfältig sein. Während der Transkription werden häufig Zeilen neu angeordnet, Absätze, Textblöcke und deren Überschriften können geändert werden, graphische Auszeichnung, etwa durch Initialen, kann in hierarchische Einheiten uminterpretiert werden. In der Regel werden das Format und das Layout (→Layouten und Gestalten) des Textträgers in die Edition nicht direkt übernommen, sondern – wenn überhaupt – metatextuell dokumentiert (→Metatext[ualität]), am häufigsten in der Einleitung oder in Apparaten. Digitale Editionstechnologien bieten auch auf dieser Ebene Methoden, welche die „klassischen“ Ansätze der Faksimilierung einerseits und der Beschreibung andererseits verbinden. Auf der XML-Technologie basierende Textkodierungsstandards wie TEI (Text Encoding Initiative)<sup>4</sup> versuchen nun verstärkt, den inhaltlich-hierarchischen Textzugang mit der deskriptiven Ebene der Textauszeichnung zu verbinden. Somit können hierarchische, formale und semantische Elemente eines Artefakts dokumentiert und in Verbindung mit digitalen Photographien visualisiert werden.

Auch schon ein Herausgeber, der die antike *scriptio continua* in einzelne Wörter aufteilt und mit Interpunktion versieht, nimmt einen gravierenden Eingriff in die durch das Artefakt überlieferte Textgestalt vor. Wie wenig selbstverständlich die Aufteilung eines Textes in Teile, die wir für Wörter halten wollen, manchmal sein kann, stellt man auch in der heutigen digitalen Editionspraxis immer dann fest, wenn man Tokenisierungsregeln (Regeln zur Aufspaltung einer Zeichenkette in wortäquivalente Segmente) zu definieren versucht.

## 7 Umgang mit mehrfach überlieferten Texten

Eines der wichtigsten Probleme in der Praxis des Texteditors besteht darin, mit solchen Texten umzugehen, die auf mehreren Artefakten überliefert sind. Die vergleichsweise einfachste Situation ist die einer relativ geschlossenen Überlieferung, bei welcher Varianten lediglich durch Unachtsamkeit des Schreibers entstehen. Für solche Situationen wurde im 19. Jahrhundert (Karl Lachmann) besonders in der Altphilologie eine textkritische Methode entwickelt, welche durch die Klärung der Überlieferungsverhältnisse versucht, den Urtext oder zumindest den Archetyp als Aus-

---

<sup>4</sup> Vgl. TEI: Text Encoding Initiative <http://www.tei-c.org> (Stand 15.6.2014)

gangspunkt der erhaltenen Handschriften zu rekonstruieren beziehungsweise ihm möglichst nahe zu kommen.<sup>5</sup> Mit einem wachsenden Bewusstsein für Eigenarten von Textüberlieferungen haben sich im 20. Jahrhundert weitere Verfahren ausgebildet, etwa in der Shakespeare-Philologie die Unterscheidung zwischen *accidentals* und *substantives* in der Herstellung eines im Wesentlichen auf einem frühen Textzeugen (*copy text*) basierenden Editionstextes<sup>6</sup> oder in der altgermanistischen Edition spätmittelalterlicher Prosatexte der überlieferungsgeschichtliche Ansatz Kurt Ruhs, der angesichts unüberschaubarer Fluktuenz und Varianz der Texte auf Rekonstruktion weitgehend verzichtet und für die Ausgabe einen oder mehrere wenige Textzeugen auswählt, die er dafür aber geschichtlich mit deren „Sitz im Leben“ möglichst genau zu verorten versucht.<sup>7</sup>

Wenn Texte weniger ihrer literarischen Qualität wegen exakt kopiert, sondern mehr als „Gebrauchstexte“ den jeweiligen Bedürfnissen angepasst wurden bzw. wo auch literarische Texte in offener Überlieferung fluktuierten, enthält jede Handschrift einen unikaten Text. Dann kommt man als Herausgeber rasch an die Grenze dessen, was sich über Variantenangabe im Apparat noch sinnvoll darstellen lässt. Hier ist es effektiver, die verschiedenen Versionen separat zu edieren, wobei ein paralleler Abdruck auf benachbarten Seiten (beziehungsweise bei digitaler Edition die Option, am Bildschirm die Fassungen nebeneinanderzustellen) hilft, Gemeinsamkeiten und Unterschiede wahrzunehmen. Je nachdem, wie zahlreich die vorhandenen Handschriften sind, gelangt man bei konventionellen Editionen in Buchform in solchen Fällen an die Grenzen des Machbaren, während digitale Editionen hier erheblich bessere Möglichkeiten bieten, alle Handschriften im Volltext zugänglich zu machen.

Auch deshalb ging die Bewegung der „New Philology“, welche – in Berufung auf Bernard Cerquiglinis *Lob der Variante*<sup>8</sup> – in der Varianz ein Wesensmerkmal mittelalterlichen Schrifttums feststellen wollte und im 1990er Band der Zeitschrift „Speculum“ ihr programmatisches Manifest veröffentlichte, bald mit der Begeisterung für digitale Präsentationsformen einher, da man sich der Schranken des Druckmediums entledigt sah und endlich die Möglichkeit hatte, alle Textzeugen vollständig zu dokumentieren. Für Lektürezwecke erweisen sich solche Editionen, die häufig auch auf die Herstellung eines „Lesetextes“ verzichten, allerdings bisher als kaum geeignet. Ihren festen Platz haben sie bereits in der Forschung gefunden, da digitale Textarchive bahnbrechende Recherchemöglichkeiten bieten.

Die digitale Technologie bietet ebenfalls für die Analyse von Überlieferungsverhältnissen neue Möglichkeiten. In einigen Editionsprojekten wird mit Analysemethoden erfolgreich experimentiert, die ursprünglich für biogenetische

5 Vgl. Timpanaro 1971<sup>2</sup>.

6 Vgl. McKerrow 1939 und Greg 1966.

7 Vgl. Ruh 1984.

8 Cerquiglini 1989.



Stammbaumuntersuchungen entwickelt wurden.<sup>9</sup> Mit dieser „New Phylogeny“ kehrt auch die traditionelle Stematologie – nun mit besserem Verständnis der Eigenarten historischer Textüberlieferung und mit wacherem Interesse an den Textartefakten – in die heutige Editionswissenschaft zurück.

## 8 Interpretation und Kommentar

Die Edition im eigentlichen Sinne bezeichnet die Wiedergabe des Originaltextes (mit den oben beschriebenen verschiedenen Optionen). Daneben steht, und zwar um so mehr, je ferner die Originalsprache und -kultur des Textes dem heutigen Leser stehen, die Möglichkeit oder sogar Quasi-Notwendigkeit, den Zugang zum Inhalt des Textes durch Übersetzung in eine moderne Sprache sowie inhaltliche Erläuterungen zu erleichtern.

Je nachdem, wie sicher die Disziplin im Verständnis der Sprache ist, kommen in unterschiedlicher Intensität philologische Bemerkungen hinzu; sie sind bei Sprachen mit ungebrochener Übermittlungskontinuität (wie dem Lateinischen und Griechischen) weitaus seltener als in Sprachen, die von der modernen Wissenschaft völlig neu erschlossen werden mussten (wie Altägyptisch).

Wo es sachlich machbar ist, können auch Zitate, mögliche Quellen bzw. intertextuelle Bezüge entweder in einem eigenen Apparat erschlossen oder im Kommentar angesprochen werden.

### Fallbeispiel: Edition und Rezeptionsdifferenz am Beispiel des Codex Manesse (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. germ. 848)

Als um 1300 in Zürich mit der Anlage der nach wie vor größten handschriftlichen Sammlung des mittelhochdeutschen Minnesangs und der Spruchdichtung begonnen wurde, lag die Zeit der „klassischen“ Blüte dieser literarischen Gattung mit Walther von der Vogelweide als ihrem prominentesten Vertreter bereits um die 100 Jahre zurück. Wahrscheinlich im Umkreis der Zürcher Patrizierfamilie der Manesse als prächtig gebildeter Sammelcodex angelegt (bis etwa 1340 wurde die Handschrift immer wieder ergänzt und fortgeschrieben), war an ihrer Konzeption vermutlich auch der Dichter Johannes Hadlaub beteiligt, dessen eigenen Liedern im Codex eine ganze Lage reserviert ist und dessen Textkorpus als mutmaßliche Auszeichnung durch die

<sup>9</sup> Vgl. zur Einführung Nichols u Warnow 2008.

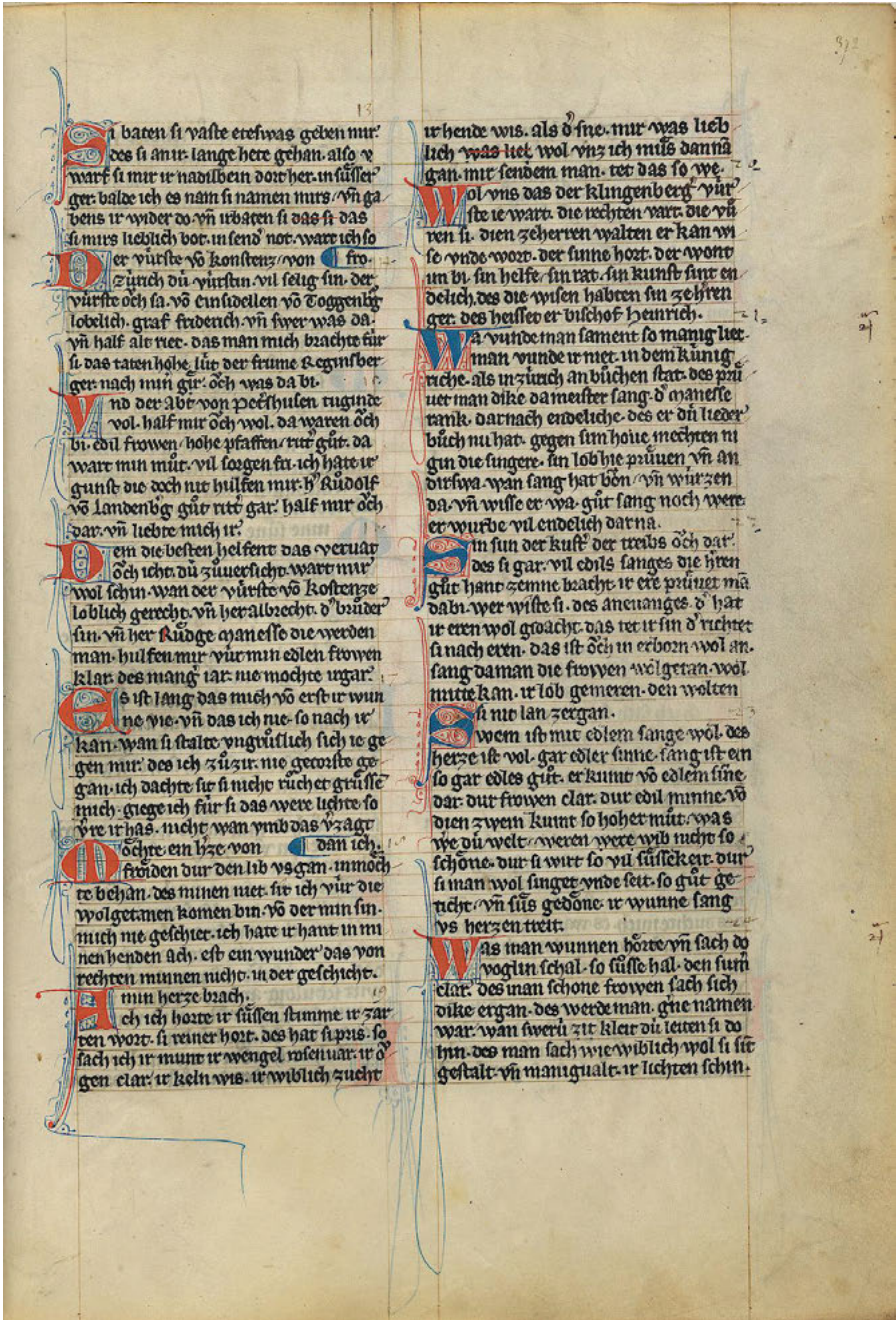


Abb. 2: Codex Manesse. Die im Fallbeispiel zitierten Verse von Johannes Hadlaub befinden sich in der rechten Spalte ab der ersten blauen Initiale (© Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 389, fol. 372r).

Auftraggeber mit der größten Zierinitialie der Handschrift beginnt (fol. 371va). Die systematische Sammeltätigkeit der Manesse, die dem Codex zugrunde liegt, lobt Hartlaub in der Handschrift selbst (fol. 372rb):

Wa vunde man fament so manig liet·  
 man vunde ir niet· in dem künig=  
 riche· als in zürich an bûchen ftat· des pzü=  
 uet man ðike ða meifter fang· ði maneffe  
 rank· ðarnach endeliche· ðes er ðu lieder=  
 bûch nu hat·

(Wo fände man zusammen so viele Lieder?  
 Man fände sie nicht im [ganzen] Königreich,  
 wie es sie in Zürich in Büchern gibt. Deshalb vernimmt  
 man dort häufig den Meistersang. Der [Herr] Manesse  
 mühte sich eifrig darum, so hat er die Liederbücher nun.)<sup>10</sup>

Diese Handschrift stellt als Ergebnis sammelnder, prüfender und weitergebender Beschäftigung mit überlieferten Texten eine mittelalterliche Edition dar, die mehreren Zwecken dienen sollte: Bewahrung, Lektüre, Vortrag, Betrachten und Zeigen der Bilder, Repräsentation. Unterschiedliche Rezipientengruppen werden die Handschrift unterschiedlich wahrgenommen haben.

Nun ist – die komplizierten Wanderschicksale des Codex einmal ausblendend –<sup>11</sup> die Handschrift längst selbst Gegenstand umfassender editorischer Aufarbeitung, mit unterschiedlichen Zielen und für unterschiedliche Rezipientenkreise. Wohlhabende Kunstliebhaber und Bibliotheken erwerben vielleicht das teure Faksimile,<sup>12</sup> manchen reicht ein Band mit dem Abdruck der Dichterbilder,<sup>13</sup> zur Arbeit mit der Handschrift als Textsammlung wird man eher die Umschrift des gesamten Codex zur Hand nehmen,<sup>14</sup> Studenten und Literaturwissenschaftler greifen zu spezialisierten Autorenausgaben, die das hier vertretene Opus eines Dichters (z. B. Walther von der Vogelweide)<sup>15</sup> oder einer literarischen Phase<sup>16</sup> auch unter Heranziehung anderer Textzeugen verfügbar machen. Der Paläograph, der die Handschrift unkompliziert konsultieren will, oder

**10** Bei der Transkription sind die Grundsätze des Teilprojekts B06 „Materiale Präsenz des Geschriebenen und ikonographische Rezeptionspraxis in der mittelalterlichen Lehrdichtung. Text-Bild-Editi-on und Kommentar zum *Welschen Gast* des Thomasin von Zerklare“ des SFB 933 befolgt worden. Die Übersetzung stammt von uns. Für einen kritisch edierten Text vgl. Schiendorfer 1990, 325f.

**11** Vgl. Werner 1988<sup>2</sup>.

**12** Koschorreck 1979.

**13** Karg-Gasterstädt 1992<sup>16</sup>.

**14** Pfaff u. Salowsky 1984<sup>2</sup>.

**15** Z. B. zuletzt Walther von der Vogelweide 2013, in der Ausgabe von Thomas Bein.

**16** Z. B. Moser u. Tervooren 1988<sup>38</sup>.

ein Student, der eine PowerPoint-Präsentation über den Minnesang vorbereitet, werden die online erreichbaren digitalen Bilder der Handschrift dankbar benutzen.<sup>17</sup>

Auch zeitbedingte werkästhetische Vorstellungen bedingen die Einstellung, mit der Herausgeber an die Edition der im Codex enthaltenen Textkorpora herantreten. Während es die erklärte Absicht Karl Lachmanns in seiner Erstausgabe der Gedichte Walthers von der Vogelweide war, „[d]en reichsten und vielseitigsten unter den liederdichtern des dreizehnten jahrhunderts in würdiger gestalt wieder erscheinen zu lassen“,<sup>18</sup> bekennt Günther Schweikle in seiner 1994 erschienenen Walther-Ausgabe: „Abweichend von den Vorstellungen Lachmanns, wird hier nicht die *eine* archetypische – synthetische – Textfassung vorgelegt, sondern eine erhaltene m[itte]l h[och]d[eutsche] Textfassung aus dem Angebot der Handschriften ausgewählt“,<sup>19</sup> wobei Schweikle, wenn möglich, den Codex Manesse als Textgrundlage wählt. Die „Rekonstruktion des Autors“, dessen Genie im 19. Jahrhundert im Fokus des nationalliterarischen Interesses stand, steht also dem postmodernen artefaktorientierten Edieren gegenüber.

Die unterschiedlichen Erwartungshaltungen der Öffentlichkeit an die Erschließung und Präsentation der texttragenden Objekte und die jeweiligen editorischen Auffassungen von Begriffen wie „Autor“, „Text“ und „Artefakt“ bestimmen somit die Formenvielfalt der Editionen.

## Literaturverzeichnis

- Barthes (1968): Roland Barthes, „L'effet de réel“, in: *Communications* 11, 84–89.
- Benjamin (1974): Walter Benjamin, „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (Zweite Fassung)“, in: Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, 2, herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M., 471–508.
- Cerquiglini (1989): Bernard Cerquiglini, *Éloge de la variante, Histoire critique de la philologie*, Paris.
- Greg (1966): Walter Wilson Greg, „The Rationale of Copy-Text“, in: James C. Maxwell (Hg.), *Collected Papers*, Oxford, 374–391.
- Große Heidelberger Liederhandschrift* (Codex Manesse), „Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. Germ. 848“ <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848> (Stand 15.6.2014)
- Gumbrecht (2004): Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt a. M.
- Hofmeister (2007): Wernfried Hofmeister, „Mehrschichtiges Edieren als neue Chance für die Sprachwissenschaft“, in: Michael Stolz (Hg.), *Edition und Sprachgeschichte. Baseler Fachtagung 2. – 4. März 2005*, Tübingen, 73–88.
- Hurlebusch (1971): Klaus Hurlebusch, „Zur Aufgabe und Methode philologischer Forschung, verdeutlicht am Beispiel der historisch-kritischen Edition. Eine Auseinandersetzung mit

<sup>17</sup> <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848> (Stand 15.6.2014)

<sup>18</sup> Lachmann 1827, III.

<sup>19</sup> Schweikle 1994, 7.

- Hermeneutik und Historizismus“, in: Hans Zeller u. Gunter Martens (Hgg.), *Texte und Varianten*, München, 117–142.
- Karg-Gasterstädt (1992<sup>16</sup>): Elisabeth Karg-Gasterstädt, *Die Minnesinger in Bildern der Manessischen Handschrift*, Frankfurt a. M./Leipzig.
- Koschorreck (1979): Walter Koschorreck (Hg.), *Codex Manesse. Die grosse Heidelberger Liederhandschrift. Vollständiges Faksimile des Codex Palatinus Germanicus 848 der Universitätsbibliothek Heidelberg*, Frankfurt a. M.
- Kraft (1973): Herbert Kraft, *Die Geschichtlichkeit literarischer Texte. Eine Theorie der Edition*, Tübingen.
- Lachmann (1827): Karl Lachmann (Hg.), *Die Gedichte Walthers von der Vogelweide*, Berlin.
- McKerrow (1939): Ronald B. McKerrow, *Prolegomena for the Oxford Shakespeare. A Study in Editorial Method*, Oxford.
- Moser u. Tervooren (1988<sup>38</sup>): Hugo Moser u. Helmut Tervooren (Hgg.), *Des Minnesangs Frühling*, unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moriz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus, bearbeitet von Hugo Moser und Helmut Tervooren, Bd. 1, *Texte*, Stuttgart.
- Nichols u. Warnow (2008): Johanna Nichols u. Tandy Warnow, „Tutorial on Computational Linguistic Phylogeny“, in: *Language and Linguistics Compass* 2, 760–820.
- Nutt-Kofoth (2007): Rüdiger Nutt-Kofoth, „Editionsphilologie“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 2, Stuttgart, 1–27.
- Pfaff u. Salowsky (1984<sup>2</sup>): Friedrich Pfaff u. Hellmut Salowsky, *Die große Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse)*, in getreuem Textabdruck herausgegeben von Fridrich Pfaff und bearbeitet von Hellmut Salowsky. Mit einem Verzeichnis der Strophenanfänge und 7 Schrifttafeln, Heidelberg.
- Quack (2011): Joachim Friedrich Quack, „Textedition, Texterschließung, Textinterpretation“, in: Alexandra Verbovsek, Burkhard Backes u. Catherine Jones (Hgg.), *Methodik und Didaktik in der Ägyptologie. Herausforderungen eines kulturwissenschaftlichen Paradigmenwechsels in den Altertumswissenschaften*, München, 533–549.
- Ruh (1984): Kurt Ruh, „Votum für eine überlieferungskritische Editionspraxis“, in: Kurt Ruh u. Volker Mertens (Hgg.), *Scholastik und Mystik im Spätmittelalter* (Kleine Schriften 2), Berlin, 250–254.
- Schiendorfer (1990): Max Schiendorfer, *Die Schweizer Minnesänger*, nach der Ausgabe von Karl Bartsch, neu bearbeitet und herausgegeben von Max Schiendorfer, Bd. 1, Tübingen.
- Schweikle (1994): Günther Schweikle (Hg.), *Walther von der Vogelweide: Werke, Gesamtausgabe*. Bd. 1, Stuttgart.
- TEI: *Text Encoding Initiative*, „TEI: Text Encoding Initiative“ <http://www.tei-c.org> (Stand 15.6.2014)
- Timpanaro (1971<sup>2</sup>): Sebastiano Timpanaro, *Die Entstehung der Lachmannschen Methode*, Hamburg.
- Walther von der Vogelweide (2013<sup>15</sup>): Walther von der Vogelweide, *Leich, Lieder, Sangsprüche, veränderte und um Fassungseditionen erweiterte Auflage der Ausgabe Karl Lachmanns*, aufgrund der 14., von Christoph Cormeau bearbeiteten Ausgabe, neu herausgegeben von Thomas Bein, Berlin/Boston.
- West (1973): Martin L. West, *Textual criticism and editorial technique applicable to Greek and Latin texts*, Stuttgart.
- Werner (1988<sup>2</sup>): Wilfried Werner, „Schicksale der Handschrift“, in: Elmar Mittler u. Wilfried Werner (Hgg.), *Codex Manesse* (Katalog zur Ausstellung der Universitätsbibliothek in Heidelberg, 12. Juni–2. Oktober 1988), Heidelberg.



---

## Zwischen Konzepten und Materialien

